Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 54 (1946)

Heft: 48

Artikel: Vom sozialen Bewusstsein

Autor: Fischli, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-557188

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Solothurn A. Z. N° 48 - 28. November 1946 54. Jahrgang

DAS ROTE KREUZ
LA CROIX-ROUGE

Organ des Schweizerischen Roten Kreuzes und des Schweizerischen Samariterbundes - Organe officiel de la Croix-Rouge suisse et de l'Alliance suisse des Samaritains

Vom sozialen Bewusstsein

Von Dr. A. Fischli, Muttenz

Jedermann weiss es: Wir sind nicht Einzelwesen, die auf sich selber gestellt sind. Wir bilden eine Gemeinschaft, deren Glieder höchst verschieden voneinander sind: Es gibt Starke und Schwache, Reiche und Arme, Kluge und Törichte, Gelehrte und Ungelehrte, Gesunde und Kranke und was der Gegensätzlichkeiten mehr sind. Zum kleineren Teil sind diese Verschiedenheiten von uns selber bewirkt oder gar verschuldet; in der Hauptsache sind sie uns vom Schicksal auferlegt. Und jedermann weiss auch: weil der eine diese Fähigkeiten hat und der andere jene, weil der eine dies besitzt, was dem andern abgeht, brauchen wir einander und sind wir aufeinander angewiesen. Und auch die Erkenntnis ist allgemein, dass der einzelne, wie bevorzugt an Gütern und Gaben er immer sei, wenig vermag, dass wir aber viel vermögen, wenn wir uns mit unseren Kräften zum gemeinsamen Werk verbinden.

Im Bedürfnis nach einem geordneten und geregelten Zusammenleben haben sich die Menschen zu staatlichen Gemeinschaften zusammengeschlossen. Der Staat nötigt uns durch seine Verordnungen, die wir uns durch unsere Volksvertreter selber geben und denen wir durch die Volksabstimmung Gesetzeskraft verleihen, zur Rücksichtnahme auf unsere Nächsten: ich darf meinem Nachbarn weder die Scheiben einschlagen, noch ihm ein Haus dicht vor sein Haus stellen, noch viel weniger ihn an seiner Ehre kränken oder gar ihn am Vermögen oder an der Gesundheit schädigen. Der Staat, also wiederum wir alle als Gemeinschaft, sorgt auch, dass unser Dasein möglichst sicher, ja bequem vonstatten gehen kann. Er versorgt uns mit Wasser und Licht, er erstellt Strassen und Brücken, er baut Schulen und Spitäler, er regelt Handel und Verkehr. Es ist des Aufzählens kein Ende, was alles er für unser Gedeihen und unsere Wohlfahrt vorkehrt. Die Mittel, die er für all diese Erfordernisse benötigt, müssen wir ihm in der Form von Steuern zur Verfügung stellen. So zwingt der Staat, oder anders ausgedrückt, die Gemeinschaft zwingt den einzelnen zu einem Mindestmass von sozialer Haltung, ohne die ein Zusammenleben eben einfach nicht möglich wäre. Bei dieser sozialen Haltung handelt es sich also keineswegs um Freiwilligkeit, sondern um «gezwungenen Zwang»; sie ist demnach kein Verdienst, und so wird niemand einem Menschen, der sich diesem Zwang fügt, die Gesetze beachtet und seine Steuerbatzen mehr oder weniger gern entrichtet, ein soziales Bewusstsein, eine gesellschaftliche Verantwortung nachrühmen wollen. Echte soziale Gesinnung fängt erst da an, wo der Zwang des Gesetzes aufhört.

Wir befinden uns bekanntlich auf dem besten Wege zum Sozialstaat. Man muss aber bezweifeln, ob es jemals gelingen kann, diesen in vollkommener Form zu verwirklichen, dass er der ganzen ausserordentlichen Vielfältigkeit der menschlichen Existenz Rechnung zu tragen vermöge, und es ihm möglich sei, alle Bedürfnisse zu befriedigen, alle Ungleichheiten auszugleichen und allen Nöten zu wehren. Es wäre ein solcher Zustand wohl auch nicht wünschbar. Unter ihm müsste es zu einem baldigen Absterben des Sozialgefühls kommen, des Brudersinns, wie Pestalozzi sich ausdrückt, zu dem die christliche Kirche in all ihren Bekenntnissen die Gläubigen seit bald zweitausend Jahren aufruft: Einer trage des andern Last!

Zwischen den beiden Polen der eingefleischtesten Selbstsucht und dem selbstvergessenen und opferfreudigen Dienst am Nächsten liegen viele Zwischenstufen geringerer oder stärkerer sozialer Gesinnung. Zwei Begegnungen fallen mir ein. Die eine liegt Jahre zurück. Im Gewühl der Stadt stiess ich auf einen Jugendkameraden, der, ich weiss nicht, aus welchen Gründen, überaus früh in den Ruhestand versetzt worden war. Gut gekleidet und stets fröhlich gelaunt, da er ja keine Existenzsorgen zu haben brauchte, sah man ihn Tag für Tag mit jugendlich elastischem Schritt die Strassen durcheilen, planlos, ziellos; ab und zu hielt er vor der Auslage eines Geschäftes still oder liess sich mit einem Bekannten in einen Schwatz ein. Als ich ihn nun fragte, wie es ihm ergehe, meinte er: «Ganz gut, hab' über gar nichts zu klagen als über den Mangel an Beschäftigung. Es ist manchmal fast nicht auszuhalten.» «Dem wäre doch bald abgeholfen», erwiderte ich ihm. Es gäbe in der Stadt doch so manche soziale Werke aller Art; er solle doch seine Arbeitskraft einem solchen zur Verfügung stellen. Und ich zählte ihm schnell ein paar gemeinnützige Institutionen auf, die etwa in Betracht fallen könnten. «Schön, das liesse sich überlegen», sagte er, «aber krieg ich auch Lohn für meine Arbeit?» «Ja, mein Guter», belehrte ich ihn, «nach dem Lohn musst du nicht fragen, das Bewusstsein, einer guten Sache zu dienen, muss dir genügen.» «Dass ich ein Narr wäre, umsonst zu schuften», lachte er, verabschiedete sich und ging seines Weges.

Erst dieser Tage war es, dass ich einer Mutter in Begleitung ihrer Tochter begegnete, einem anmutigen und gescheiten Mädchen von 22 Jahren. Ich hatte sie schon als kleines Kind gekannt und wusste, dass sie, nachdem sie die Schulen bis zur Maturität mit Auszeichnung durchlaufen hatte, bei einem vielbeschäftigten Arzt für Gemütskranke als Gehilfin eingetreten war und sich bald dessen hoher Wertschätzung erfreuen durfte. Jetzt erfuhr ich von ihrem seither gefassten Entschluss, den Beruf einer Krankenpflegerin zu erlernen. Schon fast ein Jahr befindet sie sich in einer Pflegerinnenschule und ist jetzt, von den Anstrengungen erschöpft, für kurze Zeit zur Erholung ins elterliche Haus zurückgekehrt. Als junge Dame aus gutem Hause, ausgestattet mit reichen Gaben des Körpers und des Geistes, wäre ihr ein Leben mit all den Annehmlichkeiten und Genüssen der besseren Gesellschaft offen gestanden, und statt dessen wählte sie, im Dienste eines höheren Ideals, den entsagungsvollen Beruf einer Krankenschwester. Wie arm und übel wäre die Menschheit dran, wenn in ihr der krasse Egoismus triumphierte, wenn nicht immer wieder hohe Seelen sich in edler Selbstverleugnung für das Liebeswerk am Nächsten begeistern würden.

Wenn man freilich die Mutter sah, mit welchem Stolz sie auf ihre Tochter blickte, dann brauchte man nicht zu fragen, woher diese ihren Drang zum Helfen und Dienen hatte. In der Tat sind es Anlage und Erziehung, die unser soziales Verhalten bestimmen. Eine zahlreiche Familie ist ohne Zweifel die beste Schule für den Dienst am Nächsten, für gemeinsames Erleben von Glück und Leid, für gegenseitiges Rücksichtnehmen, für das gegenseitige Sich-Helfen und Füreinander-Einstehen. Es kann nicht genug getan werden, um die Familie, die unter dem Zeitgeist und den ungesunden sozialen Zuständen vielfach Schaden gelitten hat, zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen.

Vielfach muss heutzutage die Schule da, wo die Familie versagt, in den Riss treten. Sie kann es nie in vollkommener Weise; denn kein

Ersatz kann das Unersetzliche (und das ist die Familiengemeinschaft) vollwertig ersetzen. Trotzdem bietet sich auch der Schule willkommene Gelegenheit zur Pflege echt sozialer Gesinnung. Es sind sicherlich nicht die schlechtesten Lehrer, die jeden Anlass gerne benützen, der sich ihnen bietet, von der abseitig weltverborgenen Schulstube eine Brücke hinüberzuschlagen ins wirkliche tätige und schaffende Leben, in den Alltag mit seinen Aufgaben, Sorgen und Nöten. Er wird dabei die Schüler nicht nur als Arbeitsbienen gebrauchen, sondern er wird es sich angelegen sein lassen, ihnen eindringlich zu Gemüt zu führen, welcher Art das gemeinnützige Werk ist, für das sie sich einsetzen dürfen. Dadurch bekommt die Jugend wertvollen Einblick in die verschiedensten Gebiete fürsorglicher Betätigung. Wenn zum Beispiel Pro Juventute Obst für die Bergkinder sammeln lässt, da erfahren die jungen Sammler: es gibt in unserem Vaterland viele Knaben und Mädchen, die ein ungleich einfacheres und bescheideneres Dasein haben, als ihre bevorzugten Kamerädlein in den Städten und Dörfern des Tieflandes, die ärmlich gekleidet sind, eine einfache Kost haben, einen oft stundenweiten Schulweg bei allem Wetter, keine Leckereien, keine Vergnügungen, die nichts wissen von Fussballspiel und Kino, von Konzert und Theater und allerlei sonstiger Kurzweil, und denen an den Bäumen keine Kirschen, Aepfel und Birnen reifen. Einem solchen Kind des Gebirgs zu dem seltenen Genuss verhelfen zu können, in jeder Mittagspause in einen saftigen Apfel beissen zu können, das ist doch eine schöne soziale Tat. Aehnliche Betrachtungen lassen sich anknüpfen an den Marken- und Kartenverkauf, einmal zugunsten des Kleinkindes, ein andermal für die bedürftigen Schüler, ein drittesmal für die schulentlassene Jugend. Auch der Abzeichenverkauf für die Augustspende z. B. zugunsten von bedürftigen Wehrmannsfamilien, der Beckeli-Verkauf für die Kinderhilfe des Roten Kreuzes oder der Verkauf des schokoladenen Talers für die Erhaltung des Silsersees gab Anlass zu ähnlichen Erwägungen. Besonders wertvoll ist der Einzug des Wochenbatzens, denn er gibt den kleinen Einzügern Gelegenheit, sich im Durchhalten zu bewähren. Eine Jugend, die so zum Dienst an gemeinnützigen Werken herangezogen wird, die angehalten wird, ihre junge Kraft freudig und ohne Entgelt für Aufgaben hinzugeben, die der allgemeinen Wohlfahrt dienen oder notleidenden Menschen der Heimat oder des Auslandes Hilfe bringen sollen, muss sozial gesinnt und in diesem Dienst am Nächsten immer mehr bestärkt werden.

(Aus «Pro Juventute».)

Problèmes actuels de la Ligue des Sociétés de la Croix-Rouge

Discours de M. Basil O'Connor lors de la XIXe Session du Conseil des Gouverneurs de la Ligue

Nous sommes aujourd'hui réunis dans l'un des plus grands centres universitaires qui soient au monde.

Depuis le moyen âge, les grandes universités — Paris, Oxford, Cambridge, Salerne, Bologne — ont survécu aux changements de dynasties, aux conflits, aux soulèvements. Exception faite — et cela est peut-être significatif — de certaines villes de l'Allemagne au début du 19e siècle, les grandes universités du monde entier ont résisté solidement à la tempête, restant attachées au principe de la vérité libératrice.

Venant immédialement au point de vue de l'importance et de l'influence, après l'Université de Paris — et même au 12e siècle, alors que les étudiants anglais quittaient la France pour suivre Robert Pullen de l'autre côté de la Manche — Oxford a toujours symbolisé, pour tous les hommes, l'éternelle recherche de la vérité.

Il est bon que la Ligue des Sociétés de la Croix-Rouge, autre grande institution humaine dédiée au développement de la compréhension internationale et à la réalisation des plus nobles aspirations de l'homme, réunisse aujourd'hui ici les délégués de ses sociétés membres.

Comparée à Oxford, la Croix-Rouge est jeune; il n'y a que quatre-vingt-cinq ans en effet que Henri Dunant a écrit son «Souvenir de Solférino», posant le principe des soins aux blessés sur le champ de bataille, qu'ils soient amis ou ennemis. Mais l'esprit qui animait Henri Dunant et Florence Nightingale, et une quantité d'autres dont les noms sont respectés par tous ceux qui croient à la valeur de la vie humaine — et ce sentiment est celui de la Croix-Rouge —, est aussi ancien que la vérité elle-même...

*

La bombe atomique qui atteignit le Japon, le 6 août de l'année dernière, fit plus que détruire la ville d'Hiroshima. Elle fit plus que convaincre les Japonais de l'inutilité de continuer une guerre déjà perdue. Par son appel impérieux à l'émotion, — émotion de la peur, émotion de la compassion, — elle a donné à l'humanité une conception plus complète que jamais de l'inanité de toutes les guerres. La bombe atomique a causé une explosion dont les répercussions sont encore violentes et font vibrer les âmes... Elle a donné de nouvelles directions à la pensée des politiciens, comme aux spéculations philosophiques et religieuses. Mais ce qui est plus important et plus actuel encore, elle a donné raison aux arguments en faveur d'une entente internationale et d'une coopération pour le maintien de la paix, énoncés au début de l'année dernière à San Francisco, à la Conférence des Nations Unies...

Dans n'importe quelle crise ou croisade, les peuples sont habituellement en avance sur leurs gouvernements. Dans mon propre pays, le peuple en a donné une preuve bien avant Pearl Harbour, lorsqu'à une grande majorité, il demanda l'abandon de notre isolationnisme traditionnel, tandis que le Congrès tergiversait encore. Il l'a prouvé de nouveau, dans l'empressement qu'il a manifesté par chaque moyen d'expression à sa disposition, à faire des sacrifices personnels en vue d'aider les populations affligées d'Europe et d'Asie, alors que ceux qui étaient officiellement chargées d'apporter des secours aux trois millions de réfugiés et de «personnes déplacées» en Europe seulement, continuaient à discuter et à voter des résolutions sur les mérites relatifs des moyens suggérés pour porter secours. Les résolutions ne sont pas une nourriture pour des gens affamés!

Mais les gouvernements du monde entier ne pouvaient pas négliger, en vue d'une prompte solution des problèmes touchant la paix permanente, la force de l'argument exprimé à Hiroshima et à Nagasaki. La bombe atomique s'exprime avec une autorité à la portée des plus simples. L'on étudie actuellement les moyens d'appliquer les résolutions exprimées dans la Charte des Nations Unies. Or, en dépit de bien des insuffisances, cette Charte est essentiellement l'ébauche magnifique et pleine d'espérance d'une paix universelle. On a donné malheureusement — et peut-être inévitablement — des interprétations trop nombreuses et trop diverses de ses termes et de ses clauses. La construction d'une paix universelle demeure, en mettant la chose au mieux, une vision de rêve.

Nous attendons la venue d'un monde régi par une même loi, conception implicitement contenue dans la Charte de Nations Unies... En attendant, nous, en bons citoyens du monde, nous devons faire tout ce qui est en notre pouvoir pour encourager la compréhension internationale; pour amener à maturité, sur chacun des plans des relations humaines, la fraternité lentement croissante de l'homme, qui est le corollaire indispensable d'un monde uni.

Une partie non négligeable des fondations pour la structure de la paix universelle a déjà été posée, dans chaque pays, par l'entremise d'hommes et de femmes aux vues larges et par de nombreuses associations de portée internationale — et non seulement par la plus grande de toutes, la Croix-Rouge...

Si les sociétés scientifiques, culturelles et autres sociétés internationales y ont moins contribué que la Croix-Rouge, c'est que leurs intérêts, quoique de portée mondiale, sont nécessairement spécialisés, et que le nombre de leurs membres est en conséquence restreint. Aucune limite n'est fixée au nombre des membres de la Croix-Rouge. Elle n'est réservée à aucune nation, race ou classe; la seule qualité requise pour faire partie de la Croix-Rouge — de l'Arabie à Zanzibar — est le désir de servir ses semblables, et l'acceptation sincère, dans toutes ses implications, de l'injonction de la Bible, qui est aussi celle du Talmud et du Coran: «Tu aimeras ton prochain comme toi-même.»

Il n'existe pas de théologie sur laquelle tous les hommes soient d'accord, pas plus qu'il n'y a d'emblème national pour lequel tous les hommes engageraient leur foi; mais il y a un idéal qui est commun à tous les hommes de bonne volonté — l'amour du prochain. Cet idéal est représenté par la seule bannière sous laquelle tout homme peut servir sans faire violence à son patriotisme ou à sa loyauté (nationale, religieuse, raciale), la bannière de la Croix-Rouge, qui symbolise la bonne volonté, l'humanité, l'amour du prochain pour tous ceux qui savent la voir partout où elle flotte.

Employée convenablement, la puissance de bonne volonté et de travail bien fait — qui est le propre de la Ligue des Sociétés de la Croix-Rouge — est la plus grande force qui soit pour hâter l'avènement de la paix universelle.

*